Zeitschrift: Zeitschrift des Schweizerischen Gartenbauvereins : illustrirter Monatsbericht für practische Gärtnerei

Herausgeber: Schweizerischer Gartenbauverein

Band: 1 (1881)

Heft: [2]

Artikel: Erinnerung eines Plantagen-Aufsehers in Westindien. Teil II, Ein Arbeitstag in den Feldern

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-349486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gemalte Gebüsch durch zierliches Holzgitter versteckt, das nischenförmig ausgebogen in der Mitte eine kleine Fontaine einschliesst, auf welcher zierliche Vögel das gemalte Wasser nippen. So ist theils durch wirkliche Pflanzen und Blumen, theils durch Malerei in diesem schmalen Raume ein Gärtchen geschaffen, das für den Durchblick aus dem Atrium und Tablinum das Auge täuschen könnte, für den Blick vom Triclinium unter dem schattigen Laubdache, gerade durch die Verjüngung des Grundstückes den frischen Blumenflor um so besser zur Geltung bringen konnte. Denken wir uns die Fläche des Gartens als saftigen Rasen mit schmal umsäumtem goldgelbem Kiesweg, so wäre wohl nicht leicht etwas anmuthigeres auf so kleinem Flecke zu denken. Der Reiz und die Schönheit dieser kleinen Anlage, die das Innere des Hauses so wohlthuend ergänzt, ihm Frieden und Ruhe schafft, liegt in dem Abgeschlossenen; man denke sich die Gartenwand fort und aller Reiz und Zauber des ganzen Hauses ist hin. Wohl führt von der Strasse, die sich längs der Gartenwand hinzieht, ein hinterer Eingang, Porticum, in das Haus, aber die Thüren sind so angeordnet, dass der Einblick unmöglich ist. In einem andern Pompejanischen Hause findet sich ein kleiner Garten eigenthümlichster Anordnung; derselbe ist quadratisch, 4 Säulen auf jeder Seite stützen den Säulengang, der ihn umschliesst. Die Rinne für das Dachwasser fasst das Gärtchen 5½ m. im Geviert ein. Garten wie Säulengang sind unterkellert. Den oberen Säulen entsprechen unten durch Säulen verbundene Pfeiler; diese stützen das ringsumlaufende Gewölbe unter dem Säulengange, wie auch das mittlere Gewölbe unter dem Garten. Letzteres Gewölbe ist nach oben wie eine grosse flache Schaale gebildet, die Erde des Gartens zu fassen; um aber dem untern Raume Licht zuzuführen, ist diese Schaale in den Ecken von 4 konischen, nach unten zu sich erweiternden Röhren durchsetzt; die Blumen umschlossen und versteckten dem Auge diese Lichthülse. Man könnte den Garten also füglich einen schwebenden nennen und erkennt daraus, für wie wichtig solche kleine Anlagen zum Schmuck des Inneren gehalten wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien.

II. Ein Arbeitstag in den Feldern.

Schwaches Dämmerlicht dringt durch die Jalousien des Aufseherhäuschens, als ich — durch sonderbar langgezogene Töne aus ruhelosem Schlummer und verzweifeltem Mosquito-Kampfe geweckt — mein hartes Lager verlasse. Es ist fünf Uhr; oben beim Herrenhause bläst ein Negerjunge die Reveille auf einer jener grossen rosafarbigen Muscheln,

wie man sie häufig am Strande antrifft. Unser Leibdiener Crosha bringt aus dem Herrenhause den grossen Schlüsselbund, mit welchem ich meinem freundlichen Collegen, der ohne Morgengruss an mir vorbeigegangen ist, den Berg hinunter nachklettere, um die Viehställe und Gebäude der Zuckersiederei aufzuschliessen. Vor den Negerhütten sitzen und stehen die Arbeiter umher; in ihrer unnachahmlich faulen Art schleichen die Fuhrmannsjungen herbei, während unser schwarzer Treiber Harry Wolff die Säumigen mit seiner markdurchdringenden Tenorstimme zur Eile mahnt.

Unterdessen ist die Viehherde ausgetrieben worden und der merkwürdige Prozess des Melkens beginnt, wobei mehrere junge Bursche sich redlich abquälen, um von etwa 20 Kühen zwei Flaschen Milch zu bekommen. Der Hergang ist sehr einfach: auf der einen Seite der Kuh hockt der melkende Junge und von der andern Seite her hilft das Kalb kräftig mit, das ein zweiter Jüngling von der Mutter wegzutreiben versucht. Wird der Kuh das Spiel zu bunt, verschwindet sie im Galopp vom Schauplatze: Neger und Kalb folgen nach, bis nach aufregender Jagd das alte Spiel von Neuem beginnt.

Maulthiere und Ochsen werden unter viel Lärm und Geschrei eingespannt und die Wagencolonne zieht endlich nach den Rohrfeldern ab, wo sich die Arbeiter ebenfalls nach und nach eingefunden haben.

Der Morgenkaffee mit Brod (häufiger mit Schiffszwieback) ist vertilgt; mein langbeiniges weisses Maulthier »Prince« gesattelt und gezäumt und die tägliche Runde beginnt. Die Sonne ist rasch in die Höhe gegangen und verbreitet schon eine ganz merkliche Wärme. Zwischen den Negerhütten durch und über den von waschenden und schwatzenden Weibern belebten Bach führt mich der Weg; tausend Thautropfen funkeln von Baum und Strauch wie ebenso viele Diamanten und vom Meere her dringt das dumpfe Rauschen der nimmerrastenden Brandung. Sehen wir nach den Jätern zuerst. Zwischen üppig emporschiessenden Rohrfeldern zieht sich die Strasse ein gutes Stück hin bis zu einer hügeligen Feldstrecke, aus welcher lautes Geschrei und Geschwätz erschallt und so die Anwesenheit der vom hohen Rohr verdeckten Leute verräth. Hier finden wir Arbeiter zweiten und dritten Ranges; ältere Männer, Weiber, halbwüchsige Buben und junge Mädchen, die für 6 Pence täglich eine 900 engl. Fuss lange Reihe zu jäten haben. Der alte Treiber Billy Romeo führt — mit Messstange und Stock (der aber leider nicht mehr gebraucht werden darf) versehen — die Aufsicht; hier ermahnend, dort abwehrend und friedenstiftend wandelt der alte weisshaarige Mann baarfuss und würdevoll unter der lärmenden Schaar umher. Von der ewig beweglichen Nigger-englisch-Unterhaltung, die mich empfängt, einen Begriff zu geben, geht über meine Kräfte. Erbarmungslose Kritik des weissen »bushy«, der, an sein

Maulthier gelehnt, das Treiben betrachtet; Erzählen pikanter Negergeheimnisse und kindische Klagen über die Hitze wechseln ab mit energischen Rufen nach der Wasserträgerin; dazwischen hört man die mit unermüdlicher Ausdauer abgesungenen Verse eines Moody- und Sankey-Chors oder die Geschichte von Walter mit dem gestohlenen Hemde. Ebenso manigfaltig wie ihr Gespräch ist die Kleidung der Herren und Damen. Die Männer und Jungen in arg zerrissenem Hemd und gebettelter Hose, den Kopf mit einem als Mütze figurirenden Lumpen oder mit irgend einem antediluvianischen Filz bedeckt, oft baarhaupt und ohne Ausnahme baarfuss; die Weiber mit farbigem Kopftuch und blauem Rocke, der, unterhalb der Taille sackartig zusammengeschnürt, in unzähligen Falten über die nackten Füsse herabhängt.

Abseits vom grossen Haufen arbeitet allein und schweigsam die »Afrikanerin« Jemima; ein noch junges Mädchen, das nicht wie die Andern auf der Insel geboren, sondern von einem gekaperten portugiesischen Sclavenschiff hieher gekommen ist. Sie hat theilweise ihre heimathliche Tracht beibehalten: zwischen Jacke und Rock erscheint ein handbreiter Ebenholzstreifen und um den Hals trägt sie eine Schnur dicker grellfarbiger Glasperlen.

Nachdem ich den Leuten eine Zeit lang zugesehen habe, ohne mir als Neuling eine eingehende Kritik der geleisteten Arbeit zu erlauben, schlage ich den Weg zur Bucht ein und kürze die Strecke durch einen scharfen Galopp unter den wehenden Cocospalmen ab. Am Meere bei seiner idyllisch unter Palmen gelegenen Holzhütte ist der Strandwächter Toby mit einigen Fässern beschäftigt. Bereitwillig kömmt er auf meinen Ruf herbei und schlägt mit langer Stange eine grüne Cocosnuss herunter, die er mir — durch einen kräftigen Messerhieb geöffnet — zum Trunke credenzt. Der angenehm kühlende Inhalt einer solchen »Wassernuss« bildet meine tägliche Erfrischung unter den Tropen.

An zwei mächtigen Terminalien vorbei führt mich nun mein Rundritt der Küste entlang. Links das Meer mit seinen flachen Corallenriffen, rechts ein ausgedehnter Sumpf, der Ablagerungsplatz für gefallene Stücke Vieh, deren in der Sonne bleichende Scelette mein vorsichtiges Maulthier zu einem respektvollen Umwege veranlassen. Ueberall erheben sich die fusshohen Strünke und mannshohen Wedel eines Farns (Acrostichum aureum, L.) aus dem Sumpfboden, auf dem mehrere langbeinige weisse Stelzvögel ihrer Nahrung nachgehen, während weit draussen in der Bucht Möven und Pelikane fischen. Durch dichtes Gestrüpp auf kaum fussbreitem Pfade dringend komme ich zur Schleusse, einer einfachen Rinne, die, zur Fluthzeit verschüttet, während der Ebbe den Abfluss des Sumpfwassers nach dem Meere vermittelt. Hier ist mein täglicher Rastort; fern vom Lärm der Felder entfaltet sich auf diesem stillen Plätzchen ein reizendes Bild

tropischer Strandvegetation. Den Sumpf verdeckt auf dieser Seite eine Gruppe schlanker stachliger Pockandu-Palmen; daneben steht eine wahre Hecke der prächtigen grossblättrigen Strandtraube (Coccoloba uvifera, L.), deren dunkelrothe Früchte sich malerisch vom Blattgrün abheben. Hart am Ufer wächst ein mächtiger Giftbaum (Hippomane Mancinella, L.), über und über bedeckt mit den kleinen apfelförmigen Früchtchen und im dichten Gestrüpp ragen die stachelspitzigen, wohl 10 Fuss langen Blätter einer riesigen Bromelia empor, deren sitzende Blüthen im Herzen der Pflanze einen grossen Kopf bilden. Dicht dabei ein abgestorbener Baumstumpf mit blühenden Aechmeen überwachsen, deren hohe Blüthenstengel mit leuchtend rothen Deckblättern besetzt sind. An einem horizontal über dem Wasser hängenden Baumstamm hat sich eine ganze Colonie Orchideen mit ihren langen spindelförmigen Pseudobulben angesiedelt; überall in den Baumkronen kletternde Aroideen und Cactus und auf dem sandigen Ufer ganze Stränge von über Nacht angeschwemmten Algen, zwischen denen Krabben umherkriechen, die sich bei der geringsten Annäherung in eiligem Laufe in's nasse Element flüchten. Wie gerne würde ich mich hier einige Stunden meinem Sammeleifer überlassen! — Die Pflicht treibt mich fort. Es gilt die Leute aufzusuchen, die am Rande des Sumpfes ein frisch gepflügtes Stück Land mit Rohr bepflanzen. Durch mannshohe Montrichardien reitend, deren pfeilförmige Blätter an jeder Sumpfstelle einen wahren Wald bilden, komme ich zur Stelle, wo die fusslangen Rohrstücke aufgehäuft liegen, die als Stecklinge primitivster Art senkrecht eingegraben werden. Tropische Hitze und Feuchtigkeit thun das Ihrige, um aus den schlafenden Augen in kurzer Zeit üppige Triebe zu entwickeln.

5—600 Stecklinge hat jeder Mann täglich zuzuschneiden und zu pflanzen; mit fabelhafter Geschwindigkeit werden mir die Stücke vorgezählt, so dass es meiner ganzen Geistesgegenwart bedarf, um nicht betrogen zu werden.

Nachmittags werde ich das Vergnügen haben, die gepflanzten Stücke nachzuzählen, um sicher zu sein, dass nicht irgendwo ein paar hundert Stück vergraben liegen, um mir morgen früh zum zweiten Male vorgezählt zu werden! — Der Kampf europäischer Treuherzigkeit mit afrikanischer List gehört nicht in's letzte Kapitel dessen, was ein Plantagenaufseher einzuüben hat. — Der bis hieher dringende Ton der Muschel ruft mich in die Werke zurück; es ist neun Uhr und Frühstückszeit. An der weidenden Viehherde vorbei, zwischen welcher sich die zahmen schwarzgefiederten Kuhvögel herumtreiben, gelange ich auf die Strasse zur Siederei, wo Mühle, Siedekessel und Destillirofen in voller Thätigkeit sind. Hier herrscht mein schweigsamer schottischer Genosse; als älterer Aufseher führt er mit dem alten schwarzen Intendanten Murphy die Aufsicht über die Maschinen und das Personal. In einem langen Schuppen,

wo die Fässer mit der gährenden Rhum-Mischung stehen, ist unser lucullisches Mahl aufgetragen: Salzfisch, harte Yams und — wenn es gut geht — einige geröstete Cassava-Wurzeln, die eine Tasse Thee herunterzuschwemmen bestimmt ist.

Mit einer herzlichen Verwünschung an die Adresse der braunen «Miss» Haushälterin, setzen wir uns nieder und «erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle».

(Fortsetzung folgt.)

Die Behandlung der Bäume und Sträucher unserer Gärten im Winter.

Bei Anbruch der rauhen Herbsttage, nachdem der Sturm unsere Bäume entblättert hat und das Laub den Boden bedeckt, wird, nach alter guter Sitte, daran gedacht, die Gärten für die langen Wintermonate herzurichten. — Der Kies der Fusswege wird in Maden zusammengekratzt, nachdem das Laub aus Rasen und Wegen entfernt worden und das landübliche Beschneiden der Obst- und Zierbäume und der Sträucher beginnt. — Diese Arbeit mit Baumscheere und Säge bildet in den Augen unserer Bevölkerung den hauptsächlichsten Theil der Toilette unserer Gärten und die fehlerhafte Behandlung unserer Bäume und Sträucher hat, da die Mode des Baumschneidens im Winter so allgemein ist, eine leider entsprechende Ausdehnung. — Unglücklicherweise hat aber unsere Bevölkerung zum grossen, ja zum grössten Theil keinen Begriff davon, dass die Thätigkeit der betreffenden Gärtnerarbeiter als eine durchaus verfehlte, widersinnige Arbeit, ja barbarische Verstümmelung bezeichnet werden muss; im Gegentheil, je mehr mit Baumsäge und Scheere gehaust worden ist in den Baum- und Gebüschparthien, desto «sauberer» und «ordentlicher» sieht es im Garten aus, vorausgesetzt, dass die Ueberreste der Arbeit mit peinlicher Sorgfalt entfernt worden sind. Der Garten ist nunmehr für die langen Wintermonate «hergerichtet»; das durch das «Kappen» gewonnene Holzmaterial ist ein willkommener Zuwachs zur Ofenheizung (umso erwünschter, als derselbe ja nur den Taglohn kostet), um's Neujahr wird das «Nötli» für diese Arbeit bezahlt und beide Theile, Gartenbesitzer wie der ausübende Gartenkünstler sind gegenseitig zufrieden.

Wie wird nun dieses »Baumschneiden« besorgt? Darüber ist eine Erklärung um so überflüssiger, als wir, um uns ein Bild hievon vor Augen zu führen, z. B. nur die öffentlichen Anlagen von Zürich und einige Strassen der Aussengemeinden zu durchwandern brauchen. Machen wir zu diesem Zweck an einem schönen Dezembertage einen Spaziergang. — Was haben die im Sommer so reichlich Schatten spendenden Bäume gesündigt, dass nicht nur ihre Jahrestriebe